

NORMAN SINCLAIR
WHITE COLLAR CRIME

Ein Youngblood & Reims Krimi

NORMAN SINCLAIR

WHITE
COLLAR
CRIME



Krimi

bookmundo

Deutsche Originalausgabe, 1. Auflage 2024

© 2024 Norman Sinclair

publish.bookmundo.de/normansinclair

linktr.ee/normansinclair

Umschlaggestaltung: N. Sinclair

Umschlagmotiv: N. Sinclair

Lektorat: R. Nor Enol

Herstellung und Verlag: Bookmundo

ISBN: 9789403740270

Printed in Europe

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet unter dnb.dnb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich ge-
schützt. Jede Verwendung ist ohne die Zustimmung des Autors un-
zulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung oder Veröffentlichung.

Die Personen und die Handlung sind frei erfunden; Parallelen zu
tatsächlichen Ereignissen und Begebenheiten, außer den histori-
schen, sind rein zufällig und wurden nicht beabsichtigt.



Ray Barracks, Friedberg, August 2007

Das war es also. Sandra atmete einmal tief ein und schloss die Augen. Es roch nach Motorenöl und Treibstoff, nach Nadelbaum und Erde. Wo würde sie jetzt stehen, wenn Geschichte nicht so verlaufen würde, wie sie verläuft? Eigentlich müßig, sich eine solche Frage zu stellen. Man konnte schließlich nichts mehr ändern. Vergangenheit hieß auch deshalb so, weil der Begriff ihre hervorstechendste Eigenschaft umschrieb: Sie war vergangen, vorbei und konnte nicht zurückgeholt werden, um Schönheitskorrekturen vorzunehmen.

Wollte sie etwas ändern? Eigentlich doch nicht. Alles war gut. Zumindest in ihren Augen. Doch warum nicht den gegangenen Weg hinterfragen? Mit dem Wissen von heute mochte man doch andere Entscheidungen treffen. Kurz hielt sie inne. So viel Zeit musste jetzt noch sein. Ihr Bus würde gleich erst kommen. Dann konnte sie schauen, wohin die Wogen der Gegenwart sie spülen wollten.

Wäre Geschichte völlig anders verlaufen würde sie in Florida sitzen und in Verhältnissen leben, die mit ihrem Lebensentwurf nicht zu vereinbaren waren. Doch das war ihr erspart geblieben. Nicht für alle Menschen war das gut, wohl aber für sie selbst. Überhaupt: Würde es sie in diesem Fall eigentlich geben? Das war doch gar nicht möglich.

In jedem Fall würde sie nicht in Deutschland stehen, einem Land, zu dem sie auf eine geheimnisvolle Art eine Verbindung aufgebaut hatte. Wie das möglich sein konnte, wusste Sandra sich nicht zu erklären. Sie hatte das nie wirklich hinterfragt, sondern gab vor sich selbst zu, dass das Wort *genossen* es noch am besten traf. Ihre Verbindung zu diesem eigentlich fremden Land war so tief, dass Sandra lediglich die Vibrationen zu spüren in der Lage war. Doch die waren wundervoll, auch der Titel der Junior Miss Florida Seminole hätte ihr keine größere Freude be-

reiten können. Damals sowieso nicht, daher hatte sie gar nicht erst teilgenommen.

Dass sie glänzende Chancen auf den Titel gehabt hätte, war ihr prophezeit worden. Ob es realistisch war, hatte Sandra nie reflektiert. Warum auch? Diese Chance, sollte es sie gegeben haben, war längst vorüber gezogen. Schon damals hatte sie sich viel mehr für Waffen interessiert als für die bunten Kleider – sie selbst hatte immer von Kostümen gesprochen – ihres eigenen Volkes. Die Geschichte hatte sie gelehrt, dass der Typ mit der besseren Waffe immer Recht hatte. Ihm gehörte das Land und er machte die Regeln.

Daher war sie zur Army gegangen. Sie wollte auf der Seite derer stehen, die die Bedingungen diktieren durften. In dieser Armee glaubte sie, auf der richtigen Seite zu stehen. Sie waren die Guten, hatten sie doch Europa von den Nazis befreit. Dass das naiv war, dämmerte ihr erst spät. In den letzten Jahren waren immer mehr Fakten über die Zustände in Abu Ghraib ans Licht gelangt. Mit der Schließung der Anlage in Friedberg quittierte auch Sandra nun ihren Dienst.

Zwar hatte sie persönlich niemanden kennengelernt, der oder die sich mit der Teilnahme an den Menschenrechtsverletzungen im Irak gebrüstet hatte, doch musste sie davon ausgehen, dass nicht wenige der Beteiligten sich bedeckt halten würden aufgrund des ausgelösten Skandals. Sie hatten Krieg, der Gegner war laut Regierung in die terroristischen Angriffe des 11. September verwickelt und bedrohte die gesamte freie Welt mit biologischen Waffen.

Kein Grund, die Bewohner des Landes pauschal zu verurteilen und mit Elektroschocks zu foltern. Zwar war Sandra in der Lage, die Beweggründe bis zu einem gewissen Grad nachzuvollziehen, *sauber* war jedoch etwas anderes. Ihre Truppen hatten sich be-

sudelt. Auch früher schon, doch da war das nicht so an die Öffentlichkeit gelangt wie in diesen Tagen.

Kopfschüttelnd über ihre Gedanken nahm Sandra ihren Rucksack zur Hand. Er war groß und beinhaltete alles, was sie in den nächsten Tagen benötigen würde. Viel würde das nicht sein. Sie wollte sich treiben lassen, um herauszufinden, was sie an diesem Land so faszinierte. Ob es der Widerspruch war, in dem sich hier alles zu befinden schien? Man versuchte, offen zu sein und war doch verschlossen.

Ihr Volk nutzte die gleichen Farben wie die Deutschen; die Fahne war quasi ihre eigene. Rockerbanden und mittelalterliche Ritter nannten Farben ihr Erkennungsmerkmal. Historisch begründete sich das in der Tatsache, dass die Menschen im Mittelalter komplexe Zeichen wie ein Wort oftmals nicht deuten konnten. Lesen war Luxus und der Oberschicht vorbehalten. Die junge Amerikanerin wollte bei den Gangs dieser Tage einen ähnlich gelagerten Beweggrund nicht a priori ausschließen.

Also musste die Kommunikation über reduziertere Symbolik als eine komplexe Schrift laufen. Die Farben, manchmal auch nur eine einzige, zeigten die Zugehörigkeit zu einer Gruppe an; unter diesem Banner versammelte man sich, feierte und kämpfte. Das zumindest war die Erklärung des Typen, der sie an der Militärschule unterrichtet hatte. Sandra musste zugeben, dass das einleuchtend klang.

Sie stieg in einen weißen Bus; das war die Farbe des obersten Bandes in den Farben ihres Volkes. Darunter befand sich die deutsche Flagge. Sie nahm es als Zeichen; das wollte sie so sehen. Es hatte nichts mit Aberglaube zu tun, Sandra suchte einfach den Weg, der möglicherweise vorgezeichnet war. Sie musste ihm nur folgen. Wenn sie ihn erkennen würde; Menschen

waren bisweilen nicht dazu in der Lage, weshalb Geschichte verlief, wie sie verlief.

Der Bus war bis zu einem Bahnhof gefahren. Dort hielt ein Zug nach Frankfurt; in diese Richtung hätte sie fahren müssen, wenn es sie nach Amerika zurückgezogen hätte. Tat es aber nicht. Dort war sie eine *Rothaut*, die man übers Ohr hauen konnte, der man jedoch nicht trauen durfte, weil sie hinterrücks mordete. Dass die indigene Bevölkerung viele Millionen Gründe hatte, genau das zu tun, blendete der Weiße Mann gerne aus.

Reflexion war nicht seine Sache, nicht in den Vereinigten Staaten. Schon gar nicht im Sun State unter dem aktuellen Gouverneur. In Deutschland hatte man dagegen eine andere Haltung zu Fehlern der Geschichte entwickelt. Hier erinnerte man sich ihrer mahnend, damit sie nicht wiederholt wurden. Das klappte zwar nicht völlig, jedoch immerhin deutlich besser als in vielen anderen Staaten der Welt. Dafür hatte man sich der Sache mit dem Völkermord hier auch viel akribischer gewidmet.

Auf dem Nachbargleis fuhr gerade der Regionalzug nach Darmstadt ein. Das klang noch urban, schließlich durfte der Ort das Suffix -stadt im Namen führen, war Sandra jedoch sonst völlig unbekannt. Warum hatte sie diesen Ort noch nicht kennengelernt? Sie hatte auf dem Gelände der Army gelebt, keine Frage. Ihr Job jedoch war ein anderer. Sandra war Militärpolizistin gewesen. Hatte sie ein Fest in Uniform betreten, waren die amerikanischen Soldaten sehr still geworden.

Auf diese Weise war sie natürlich hinaus gelangt aus der Einrichtung, in der auch Elvis Presley einst gedient hatte. Doch Darmstadt kam ihr einfach unbekannt vor. Das also sollte ihr Ziel sein. Sie wollte aufbrechen zu neuen Ufern, und wenn es die Küste von Darmstadt war, dann sollte es so sein.

Ihr Zug fuhr an, und anfangs war es noch die gleiche Richtung, in die auch der schnellere Zug nach Frankfurt am Main aufgebrochen war. Doch die Metropole ließen sie rechter Hand liegen und fuhren weiter über Hanau in den Süden. Holpernd bog die Bahn irgendwann über mehrere Weichen scharf rechts ab und fuhr nun westwärts. Mit gerunzelter Stirn nahm Sandra zur Kenntnis, dass sie vermutlich über Frankfurt viel schneller an das Ziel gelangt wäre.

Doch sagte man nicht, der Weg sei das Ziel? Egal, wofür dieser Umweg gut sein mochte, für die ehemalige Militärpolizistin stand fest, dass auch dies Teil ihrer Geschichte sein würde, die sich so zutragen musste. Oder auch nicht. In jedem Fall war dieser Weg eines der Puzzleteile, die am Ende ihres Seins das Bild ihres Lebens ausmachen würden. Ein kleiner Stein im Mosaik, mehr nicht.

Und doch durfte auch er nicht fehlen. Er gehörte an genau diesen Platz. Möglicherweise würde sie erst mit dem letzten Atemzug erkennen, warum sie diese Verbindung hatte nehmen müssen. Dann war es noch immer früh genug, fand Sandra, die sich viele Dinge im Leben in der Retrospektive erklären wollte. In ihren Augen machten die meisten Ereignisse erst im großen Zusammenhang einen Sinn.

Eine junge Polizistin betrat das Abteil und setzte sich Sandra gegenüber. Die hob irritiert eine Braue. Warum wurde sie nicht nach Papieren oder Fahrschein gefragt? War das nicht die Zuständigkeit der jungen Uniformierten? Während die Polizistin noch in ihrem Rucksack kramte, betrachtete Sandra sie genauer.

Sie entsprach sicherlich dem Bild, das der deutsche Staat dem Besucher vermitteln wollte: Groß, blond, blauäugig. Eine schlanke, attraktive Frau, keine Frage. Sicherlich arbeitete sie beim Zoll oder Grenzschutz am Flughafen und befand sich auf

dem Weg zum Dienst. Ihre Kleidung wirkte noch frisch und das Haar geordnet, sie befand sich also nicht auf dem Heimweg. Nahm Sandra an.

Sie wusste aus den Erzählungen in den, nun geschlossenen, Ray Barracks, dass der deutsche Staat einen großen Wert auf das gepflegte Auftreten der Personengruppe legte, die er selbst mit dem Label *Bürger in Uniform* belegt hatte. Keine Frage, eine solche Person saß ihr nun gegenüber und suchte nach etwas in ihrem Rucksack.

„Kann ich Ihnen helfen?“, fragte Sandra nach einer Weile.

„Mir kann niemand mehr helfen“, tönte es abwesend von der Polizistin.

„Kommt darauf an, was Sie genau suchen, denke ich“, konterte Sandra. Viele Jahre Deutschunterricht machten sich bezahlt, genau wie der Lehrer, ein deutscher Mitarbeiter in der Kaserne. Dank seiner unkonventionellen Methoden hatte Sandra Sprache und Umgangssprache erlernt. Was war damals die Intention gewesen? In diesen Stunden wurde klar, dass es der Wunsch war, im Land zu bleiben. Das lag nicht nur an den Farben der Fahne, aber auch. Sandra hatte diese latente Verbindung vom ersten Tag an gespürt.

„Ich such 'n OB“, brummte die Polizistin.

„Optimistische Lagerung. Ich schätze, Sie finden alles schneller, die sprichwörtliche Stecknadel eingeschlossen.“

„Ja, ich war in Eile und hab alles in den Rucksack geworfen; war eine vermutlich nur ein bisschen schlaue Idee“, erkannte die blonde Frau und sah auf. Sie zog die Brauen zusammen und blickte Sandra ernst an. „Ihr deutsch ist beeindruckend gut.“

„Ihres auch“, konterte die Amerikanerin und zwinkerte der Deutschen frech zu. Die musste lachen und nahm die Kritik verstehend nickend an. „Ich bin Sandra.“

„Michaela. Darf ich fragen, wo Ihre Wurzeln sind, Sandra?“

„Florida.“

„Daher die gesunde Bräune? Vom Surfen?“

„Nein, das ist von meinen Vorfahren. Ich bin Seminolin, wir sind ein Volk der Native Americans.“

„Indianerin?“

„So sagt man hier, ja. Wird dadurch nicht richtig, weil wir nichts mit Indien zu tun haben, aber viele meiner Leute nutzen das auch. Ich denke, es hat sich eingebürgert.“

„Dann ist Native Americans der bessere Ausdruck?“

„Ja. In meinen Augen schon. Aber ich denke, dass auch das subjektiv ist“, gestand Sandra.

„Spannend. Und Sie sind hier aufgewachsen?“

„Nein, ich habe hier meinen Wehrdienst geleistet. In der Kaserne in Friedberg.“

„In den Ray Barracks? Da wo Elvis stationiert war?“

„Genau dort.“

„Cool!“, entfuhr es Michaela und ihre Augen schienen begeistert aufzuleuchten. Der Name des Sängers sagte wohl jedem etwas, musste Sandra erkennen. Er war kein amerikanisches Kultureigentum, auch wenn sie selbst ihn als genau das ansah.

„Und woher stammen Sie?“

„Aus Dieburg. Ich bin nicht weit gekommen im Leben. Von hier nach Darmstadt zur Polizei. Keine krassen Meter, oder?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe die Bahn nach Darmstadt genommen, weil ich das suche, was man *neue Herausforderung* nennt“, erklärte Sandra. „Wie weit dieser Ort entfernt liegt habe ich nie überlegt. Ich hätte ins Cellphone schauen sollen. Das soll schon Menschen geholfen haben. Doch ich wollte es auf einer anderen Ebene entscheiden. Das ist schwer zu formulieren, wenn man die Sprache nicht beherrscht, muss ich zugeben.“

„Niemand beherrscht diese Sprache wirklich. Nur sehr wenige Meister waren in der Lage, damit zu jonglieren, dass uns Schülern damals die Augen aus dem Kopf gefallen sind. Große Literaten aus lange vergangener Zeit.“

„Trotzdem fehlen den meisten Menschen nicht so viele Vokabeln“, probierte Sandra ihre Gedanken wieder in, diesmal andere, Worte zu fassen.

„Oh, doch. Viele Leute verstümmeln die Sprache. Leider ist das nicht verboten und ich darf nicht dagegen vorgehen. Eine Sprachpolizei haben wir noch nicht, aber leider muss ich zugeben, dass es bitter nötig wäre. Ich nehme mich da gar nicht aus; niemand, der hier geboren ist, spricht perfektes Deutsch. Und wer das doch kann, ist nicht in der Lage, das auch zu erklären. Sie zum Beispiel wissen sicherlich besser, wann es den und wann es dem Club heißt.“

„Das eine ist eine Bewegung: Ich gehe in den Club. Das verlangt den Akkusativ. Ich stehe in dem Club ist immobil, selbst wenn ich tanze. Ich verändere den Ort *Club* nicht mehr. Dann wird der Dativ benutzt“, erwiderte Sandra. Warum hatte sie das gesagt? Die Frage war sicherlich rhetorisch gewesen.

„Da haben wir es; hätte ich nicht gewusst. Ich bin Userin, ich spreche diese Sprache, kann sie aber nicht erklären.“

„Ist bei mir genau anders herum“, antwortete Sandra grinsend.

Wieder fuhren sie über Weichen, und der Zug ruckelte. Die Haare der beiden Frauen wurden dabei hin und her geworfen. Sandra blies sich ihre aus der Stirn und stülpte ihre Lippen etwas vor; Michaela fand, sie wirke genervt von der unruhigen Fahrt. Sie wollte jedoch nicht nachfragen. Statt dessen wählte sie ein anderes Thema.

„Was werden Sie in Darmstadt machen? Haben Sie eine Art von Plan?“, fragte Michaela nach einem Moment, in dem sie

sich nur angesehen hatten. Die Polizistin überlegte, wie oft sie dieses Kinderspiel mit den Nachbarskindern gespielt hatte. So gerne wäre auch sie mal Indianerin gewesen, das war die tollere Rolle, fand sie. Ayşe durfte das immer sein. Sie hatte sowieso langes, schwarzes Haar. Ihr Bruder Çan war auch Indianer. Im Spiel hatten die beiden immer gewonnen, anders als in der Wirklichkeit.

„Ich werde mich irgendwo bewerben und versuchen, ein bürgerliches Leben zu leben“, sagte Sandra nach einem kurzen Moment, in dem sie es für sich formuliert hatte.

„Irgendwo klingt nicht sehr konkret.“

„Es ist ehrlich. Ich weiß noch nicht, was ich machen werde. Meine Qualifikationen sind Nahkampf und Treffsicherheit, ich fürchte, ich werde eine Bank bewachen. Wenn es gut läuft, wird es eine mitten in der Stadt sein, im Bankenviertel, wenn es so etwas gibt. Sonst ist es eine im Park.“

„Was haben Sie genau gemacht bei der Army?“

„Militärpolizei. Ich war der Aschermittwoch für die Soldaten.“

„Aschermittwoch?“

„Wenn ich aufgetaucht bin, war der Spaß vorbei.“

Michaela schüttelte sich vor Lachen, dann erkannte sie jedoch, dass die junge Frau mit den schwarzen Haaren wunderbar in die Polizei passen würde. Es ging sicherlich nicht so wild zu wie auf amerikanischen Festen; Sandra mochte die meisten Situationen problemlos meistern. Also machte Michaela einen Vorschlag.

* * *

Anfangs waren Sandra einige Male noch die gewohnten *Sir, ja, Sir*-Antworten herausgerutscht, bis sie sich selbst zum teuto-

nisch knappen *Jawoll* konditioniert hatte. Und auch das wurde von den Ausbildern belächelt. Die junge Frau mit dem schwarzen Haar hatte allerdings keine Angriffsfläche geboten. Alle Aufgaben und Stationen hatte sie vorbildlich gemeistert. Die Verantwortlichen hielten sehr viel von der Amerikanerin.

Nach kurzer Zeit schon hatte sie den Polizeidienst in Darmstadt angetreten. Härter als die Gewöhnung an die dann doch anderen deutschen Abläufe war das Verständnis des hessischen Dialekts. Sandra war nie sicher, ob die Leute gerade das Wort *arg* benutzten, das sie nur nicht aussprechen konnten und deshalb *aasch* sagten, oder ob sich das Gespräch um ein *Gesäß* oder gar um eine nicht anwesende und nur sehr wenig gemochte Person drehte.

Was sich schnell herumgesprochen hatte, war das berufliche Vorleben der so anders aussehenden neuen Kollegin. Militärpolizei klang nach Disziplin und strenger Ausbildung, MP bei der U.S. Army sogar nach gelebter Kampferfahrung. Die hatte Sandra zwar nur im Nahkampf in Volksfestzelten und Wirtshäusern gesammelt, aber das waren Qualifikationen, die bei der Polizei deutlich höheren Stellenwert besaßen als der antiterroristische Einsatz. Dafür hatte man Spezialkommandos.

Zu dummen oder gar rassistischen Äußerungen ließ sich kein Kollege hinreißen; es war zwar ungewohnt mit der Amerikanerin, irgendwie sah sie mehr aus wie eine Perserin oder Ägypterin. Fanden die Kollegen, ohne sagen zu können, wie solche Frauen denn nun aussehen könnten. Braune Haut und schwarze Haare, das war alles, was an Definition zu bekommen war.

Racial Profiling ließ sich an diesen Kollegen wunderbar erklären und die Schattenseiten eindeutig herausstellen. Sandra mochte aber nicht diskutieren, auch weil sie sprachlich dabei an ihre Grenzen stoßen würde. Nicht nur, dass sie manche Dinge

nicht sagen konnte, weil ihr die Vokabel gerade fehlte, sondern auch, weil der Dialekt bei den Gesprächspartnern eine ungestörte Unterhaltung völlig unmöglich machen würde.

Irgendwann kam sie dazu, als Michaela mit einem der Männer genau dieses Gespräch führte und seine eigene Engstirnigkeit wie eine Monstranz vor sich hertrug. Wortlos nahm Sandra ihren Lippenstift aus dem Rucksack und tupfte sich selbst ein rotes Bindi zwischen die schwarzen Brauen. Mit großen Augen blickte der Polizist sie an.

„Und wie passe ich nun in dein Schema?“

Stille. Michaela schmunzelte zufrieden. Wie einfach sich Diskussionen beenden ließen, wenn man statt vieler Worte einfach ein Zeichen setzte. Durch diesen roten Punkt, von dem nur Sandra wusste, wie man ihn nannte und dass er nichts weiter als Schmuck war, veränderte sich die Wahrnehmung des Kollegen völlig. Aus der unheimlichen Frau mit den möglicherweise arabischen Wurzeln war eine freundliche und Technik affine Indierin geworden. Ende der Beweisführung.

Kurz darauf hatten Michaela und Sandra eine Wohnung in Darmstadt gefunden. Es war eine kleine Wohnung mit zwei Schlafzimmern, einem Wohnzimmer und einer kleinen Küche. Studenten hatten hier vorher gewohnt; um sie herum lebten viele Studierende und ein paar Leute, die im Rettungsdienst und in der Klinik arbeiteten. Junge Menschen mit dem Wunsch nach Party und Ruhe gleichzeitig.

Der Weg beider Frauen schien jedoch vorgezeichnet. Rasch rutschten sie nacheinander in einen höheren Dienstgrad und dann in verschiedene Abteilungen. Das war in ihren Augen besser so, denn die Kollegen redeten schon über sie. Gerüchte waren aufgekommen; die beiden Frauen lebten zusammen, kamen

gemeinsam zur Arbeit und fuhren auch so nach Hause. Da kam keiner der heiratswilligen Kollegen in den Abläufen vor. Das konnte doch nur einen Grund haben.

Die beiden Frauen trugen bald schon keine Uniform mehr, sondern landeten in unterschiedlichen Kommissariaten bei der Kripo. Für Michaela ging ein Traum in Erfüllung. Nun war sie wirklich angekommen im Leben. An ihrem zweiten Tag im K23 für Vermögens- und Fälschungsdelikte, das war Sandras erster Tag im K10 für Gewaltdelikte, nahm sie Sandra stürmisch in den Arm und küsste sie auf die Wange. Die ließ es mit sich geschehen und wusste nicht so recht, wie sie nun reagieren sollte. Daher machte sie einfach gar nichts.

„Entschuldige“, sagte Michaela dann, als sie erkannte, dass sie wohl etwas zu weit gegangen war.

„Was denn entschuldigen?“

„Den Kuss“, erwiderte die Angesprochene heiser. Jetzt wurde sie auch noch gezwungen, sich zu erklären. Verdammt. Wie sollte sie damit umgehen? Sie konnte doch nicht einfach so alles zerstören, was sie sich hier aufgebaut hatten. Dafür waren sie zu weit gekommen, hatten alles gemeinsam erreicht.

„Ach, Michaela“, seufzte Sandra da. „Ich weiß nicht, wie es auf deutsch heißt, wahrscheinlich gar nicht, weil es das hier nicht gibt. Bei uns nennt man das Gaydar.“

„Bitte, was?“ Michaela verstand erst einmal nichts, nur den Begriff Gay. Der war nicht nur positiv konnotiert. Sandra würde sich nun erklären müssen, diese Last fiel nun, zumindest für den Moment, von Michaela ab. Vielleicht schaffte sie es, sich eine Ausrede zurechtzulegen in der Zeit, in der die Freundin nun reden würde.

„Gaydar ist ein Wortspiel, zusammengesetzt aus gay, was schwul, also homosexuell bedeutet, und Radar, einer Installati-

on, um Dinge zu finden, die nicht gefunden werden möchten“, erklärte Sandra. So sah er also aus, der Moment der Wahrheit. Michaela hatte sich ihr gegenüber erst jetzt geoutet, obwohl mittlerweile die halbe Stadt davon ausging, dass sie beide ein Paar waren.

„Dinge, die nicht gefunden werden möchten?“, hakte Michaela nach, als ihr Sandras Kunstpause zu lang wurde. Foltertechniken hatten sie drauf, sagte man. Doch hieß es nicht, Waterboarding sei die krasseste Methode in Guantanamo? Nichts wusste man hier von Sandras dramatischen Gesprächsunterbrechungen.

„Ja. Panzer, Hubschrauber, Raketen, Bomber – sie alle wollen nicht gefunden werden. Doch das Radar macht es möglich“, begann Sandra und suchte dann nach dem Wort, mit dem sie weiter machen konnte.

„Und das hat was genau mit mir zu tun?“

„Du trägst deine Homosexualität nicht nach außen“, erklärte die Seminolin. „Du bist das, was man eine unsichtbare Lesbe nennt. Männer sehen in dir eine attraktive Frau; das ist, was viele andere homosexuelle Frauen gar nicht wollen. Deshalb suchen sie sich einen Style, der ihnen gefällt und gleichzeitig eine abweisende Aussage trifft. So bist du nicht. Du versteckst statt dessen diese eindeutige Positionierung, sodass man sie nicht mehr bemerken kann.“

„Außer man besitzt ein Gaydar?“

„Genau.“

„Und du hast das genau warum?“

„Weil ich auch lesbisch bin, du doofe Nuss!“

Erlensee, Bickenbach, Juli 2016

Jasmine blickte über den Erlensee und genoss den Moment der Stille. Dieser Ort war ihr heilig; schon oft war sie hergekommen, hatte sich einfach irgendwo in die Nähe des Wassers gesetzt und nachdenklich auf den See oder die Bäume ringsherum gestarrt. Wenn man sich etwas Mühe gab, ließen sich die Geräusche der Umgebung fast immer ausblenden.

Jasmine – sie hatte sich diesen Namen selbst gegeben, weil ihr die elterliche Wahl nicht gefiel. Vanessa war in ihren Augen kein Name für ein Kind. Das war eine Strafe. Diese Entscheidung provozierte kreative Kürzungen wie Nessie. Erfundene Seeungeheuer hießen so, nicht junge Frauen von selbst definierter Brillanz.

Der Begriff *Künstlername* tauchte in ihren Gedanken auf, verknüpfte sich nahezu selbstständig mit ihrer eigenen Wahl und legte sich um die Entscheidung, gleich einem schützenden Mantel. Jasmine atmete einmal tief ein. Seufzend stieß sie die Luft wieder aus und entschloss sich, die Bezeichnung Künstlerin zu akzeptieren. Das Leben verlangte schließlich immer wieder nach Innovationen.

Gedankenverloren griff sie nach ihrer Tasche und zog den hellbraunen Umschlag heraus. Er war unverschlossen und nicht beschriftet; genau so hatte der Notar ihn ihr übergeben. Sie griff hinein und zog die Blätter heraus. Sie waren miteinander verbunden. An einer Ecke umgeknickt und geheftet, dann mit einem Siegel und einem Streifen Stoff verziert. Sah beeindruckend aus, musste die junge Frau zugeben.

Warum so ein Kaufvertrag derart umständlich erstellt werden musste, hatte der Notar zwar erklärt, Jasmine hatte jedoch nicht wirklich zugehört. Zu oft waren ihre Gedanken ausgebrochen.

Ob ihre Entscheidung richtig war? Noch ließ sich das gar nicht sagen, das war ihr eigentlich bewusst. Die Zukunft mochte eine Antwort auf diese Fragen haben. Im geeigneten Moment – oder auch im völlig unpassenden Augenblick – würde sie sie vermutlich offenbaren.

Nun lagen weitere Schritte vor ihr. Zukunft fand später statt. Auf die Antworten würde Jasmine warten müssen. Was nicht mehr warten konnte, war die Einrichtung ihrer erworbenen Immobilien. Da war die kleine Eigentumswohnung in der Nachbarstadt, sowie eine Etage in einem Komplex, der von verschiedenen Firmen genutzt wurde.

Sie hatte sich dieses Gebäude genau angesehen. Noch immer stand nicht genau fest, wie sie es wirklich nutzen wollte. Es gab da nur die *Idee*. Einen anderen Namen hatte das Konzept noch gar nicht. Doch den würde es brauchen. Auch ein respektlos ausgerotztes Vanessa ließ sich später noch in ein wohlklingendes Jasmine abändern. Das hatte sie selbst bewiesen.

Spaßbad war der erste Name, der ihr beim Anblick des Sees in den Sinn kam. So würde sie also mit einer Sammlung von Ideen beginnen müssen, wie sie zumindest einen Teil dieser lustlosen Benennung umsetzen konnte. Um ein Bad würde es doch wohl nicht gehen, oder? Nachdenklich stülpte sie die Lippen vor und versuchte, eine Art von Saunalandschaft zu visualisieren.

Die anderen Eigentümer der Immobilie würden sie sicherlich lynchen. Eine Sauna gab viel Energie ab. Das ließ sich wahrscheinlich nicht komplett dämmen, sodass die Büros über ihrer Etage sehr viel Freude aufgrund einer niedrigen Heizrechnung, jedoch nur wenig Verständnis für die unglaublich gestiegenen Kosten der Klimaanlage aufbringen mochten.

Und das war auch nur ein Teil ihrer Idee; Jasmine hatte irgendwann einmal Begriffe aufgeschnappt, mit denen sie seither

kreativ umging. Da war das Wort *Backdrop*, das im Eventgewerbe für mächtige Planen und Tücher benutzt wurde, die man hinten an der Bühne aufhing, um eine Veranstaltung zu branden oder ein Bühnenbild zu tragen.

Die Worte Main Stage, also Hauptbühne, und Back Stage, hinter der Bühne, hatte sie sich ebenfalls angeeignet. In Jasmines Welt, und ganz besonders in Bezug auf ihre Geschäftsidee, trennte das Backdrop als Realität die offizielle Main Stage vom geheimen Areal des Back Stage Bereichs. Das würde sowieso sehr dünnes Eis sein, auf dem sie sich fortan bewegte, sie musste es nicht durch Fehler für die Außenwelt unübersehbar machen.

Als sie ein Pärchen am Kiosk bemerkte, bot sich ihr die Lösung an. Er war etwa Mitte vierzig, mit ergrautem Haar und Bart, ein typischer Mann hier aus der Gegend, der seinen Rucksack abgenommen hatte und etwas zu seiner Frau sagte. Die lächelnde, trat hinter ihn und massierte seine Schultern. Dass sie Asiatin war, löste einfach eine Kettenreaktion von Klischees in Jasmine aus.

Selbstverständlich war ein Massagesalon eine wundervolle Form des Spaßbads. Genau solche Damen musste sie suchen. Denn Massage war natürlich auch eine Form von Kunst. Da konnte man eine Menge falsch machen, das war Jasmine sofort klar. Um sich gegen eine Klagewelle abzusichern, würden die Damen wohl einen Nachweis benötigen. Erlernen konnte man diese Techniken sicherlich.

* * *

Nach nicht allzu langer Zeit florierte Jasmines kleines Geschäft mit der Massage. Es stellte sich allerdings heraus, dass die meis-

ten Herren etwas bevorzugten, das sie mit dem Begriff Happy End umschrieben. Klar, was sie Jasmine damit sagen wollten: Die Massage war nur ein Teil der Dienstleistung. Angestrebt war die Ejakulation unter den fordernden Berührungen der zierlichen Masseurin.

Nach einer Weile besprach Jasmine das mit ihren drei Mitarbeiterinnen. Ju und Jenn glichen sich wie Schwestern, hießen beide Han mit Familiennamen, waren jedoch nicht verwandt, sondern stammten aus völlig verschiedenen Regionen Chinas. Mary sah völlig anders aus, hatte dunklere Haut und wirkte reifer als die beiden anderen Frauen, obwohl sie alle erst 24 Jahre alt waren.

„Ihr habt mich darauf angesprochen, dass einige Herren mehr wünschen als eine einfache Massage. Ich sehe zwei Hürden“, begann Jasmine, die sich in der Rolle der Chefin sehr wohl fühlte. „Zum einen ist das behördlich untersagt. Wir dürfen es also gar nicht anbieten, nicht von uns aus. Wir bieten nur entspannende Massagen an. Auf der anderen Seite müsst ihr das auch wollen. Ich kann euch nicht einfach dazu zwingen.“

Sie wusste selbst, dass sie es durchaus gekonnt hätte. Die drei Frauen hatten keine andere Möglichkeit, ihr Geld zu verdienen. Der Lebensunterhalt musste gezahlt werden, und da sie ein Studienvisum hatten, kostete die Uni auch Geld. Das waren Summen, die erst einmal verdient werden wollten. Die anstrengende Arbeit in Jasmines Salon finanzierte die Frauen.

„Ich würde es machen“, sagte Mary zuerst. „Mir macht das nichts aus.“

„Ich würde auch“, gab Ju dann zu. Jenn zögerte noch ein wenig. So schnell wollte sie nicht aufgeben.

„Es wäre nicht offiziell. Ihr könnt ein paar Euro mehr dafür nehmen und das Geld behalten. Ich weiß dann von nichts und

in meinen Büchern tauchen diese Summen nicht auf“, erklärte Jasmine.

„Für mehr Geld mache ich auch“, antwortete Jenn da. Diese Entscheidung war der Grundstein zu einem florierenden Geschäft. Jasmine hatte jedoch erkannt, dass sie für das, was sie als Back Stage bezeichnete, eine helfende Hand brauchen konnte. In Mary glaubte sie, die gefunden zu haben.

Sie hielt die Studentin mit der braunen Haut nach der Besprechung noch zurück und bat um eine Unterredung.

„Habe ich etwas falsch gemacht?“, wollte Mary wissen.

„Nein, eher im Gegenteil“, gab Jasmine zu. „Ich möchte dich etwas fragen: Weißt du, was hinter dieser Tür dort ist?“

„Nein, ich habe keinen Schlüssel zu diesem Raum.“

„Den habe nur ich, das stimmt“, erwiderte die Inhaberin des Massagesalons nickend. „Interessiert es dich?“

„Ein wenig schon“, gestand die Studentin.

„Ich muss aber sicher sein, dass du schweigen kannst. Dort liegt ein Geheimnis, an dem ich dich teilhaben lassen möchte, weil ich glaube, dass du die richtige Frau bist für diese Art von Beschäftigung. Du studierst BWL, nicht wahr?“

„Ja, genau.“

„Hinter der Tür liegt eine andere Welt“, gab Jasmine noch zu bedenken, während sie aufschloss. „Bist du bereit dafür?“

„Ja, ich bin bereit.“

* * *

Bis zur Pandemie, der unsäglichen Keule mitten in die Fresse von Jasmines Geschäftsmodell, war es stetig bergauf gegangen. Mary war nach außen die Prokuristin und Leiterin des Massage-

salons, der Main Stage, wie sich die Inhaberin ausgedrückt hätte. Sie empfing die in der Regel männlichen Gäste und wies sie Räumen zu, führte die Bücher und sorgte für einen steten Zufluss an Personal.

Jasmine, die mittlerweile einen Sportwagen fuhr und ihre Zuständigkeit im Back Stage sah, staunte, wie viele Verwandte Mary aus China organisieren konnte. Sie alle waren nicht offiziell in Deutschland sondern hatten lediglich Touristenvisa. Trotzdem verdienten sie hier Geld. Das mochte nicht ganz legal sein, doch Jasmine wusste von nichts. Da war der Salon, darin arbeiteten Frauen, und niemand beschwerte sich jemals über die Leistungen.

Nicht einmal der Zoll hatte ein Interesse daran, die Papiere der Mädchen zu überprüfen. Weder Mary noch Jasmine hinterfragten das, hatten jedoch eine grobe Vorstellung, wer da eine schützende Hand über den Massagesalon und besonders den Bereich hinter der offiziellen Bühne hielt.

Die Pandemie veränderte alles. Massagen waren eine Zeit lang gar nicht möglich, die Immobilie kostete nur Geld und brachte keins ein. Die Einschränkungen, die in den darauffolgenden Monaten gemacht wurden, verbesserten die Lage nicht. Die strikte Überprüfung, die es bei der Ausgangssperre noch gegeben hatte, war allerdings aufgehoben. Wenn man es wirklich wollte, kam man unbemerkt hinein.

Diesen Kundenstamm hatte Jasmine nie aufgegeben. Immer hatte sie Kontakt zu ihren Klienten gehalten, was sich schon in den Zeiten der Lockerung bezahlt machte. Zum Ende der Pandemie war ein erneuter reger Ansturm auf die beiden Bereiche der Bühne zu verzeichnen. Mary und Jasmine atmeten erleichtert auf.